

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 16. April 1844.

Tendenz.
J. elmsähige Besprechung vater-
landischer Zustände, der Handels-
und industriellen Verhältnisse und
sonst des Auslands. Organ für
jeden Vaterlandsfreund, Anstich-
ten und Wünsche über heimische
Institutionen und vaterländische
Interessen mit bescheidener Frei-
müthigkeit kund zu thun. Der
Literatur und Unterhaltung ist ein
Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal,
am Dienstag und Freitag. Bier-
teljährlich bei der Expedition
47 1/2 Sgr., bei den Postanstalten
im Umfange des preuss. Staates
(sowie im deutschen Buchhandel,
vierteljährlich 25 Sgr.; außerhalb
des preuss. Staates wird der
Preis bei der Post etwas erhöht.
Die Einrückungsgebühren betra-
gen per Zeile 1 Sgr. od. 3/4 Sgr.

U e b e r s i c h t.

Ueber den Nachdruck.
Wie steht es mit dem Prozeß Weidig? Eine Anfrage.
Wie wurde Baiern wieder deutsch?
Vaterländische Zustände: Frankreichs feindliche Stellung
gegen die deutsche Industrie. — Betrachtungen der
Frier'schen Zeitung über die Lage der schlesischen Weber.
— Der westphälische Steinkohlen-Bergbau. — Zur
Sache der Gustav-Adolf-Vereine. — Der Prozeß
Jordan. — Dr. Soldan über die Herrenprozesse. —
Zur Judenfrage. — Zensurangelegenheiten.
Die Gewaltthatigkeiten in der Türkei.
Zur Literatur und Unterhaltung: Amor oder
Bachus? Von H. W. Klappert. — Johann Jakob
Niefener. Historische Novelle aus der nassauischen Ge-
schichte. — Seltene Demüthigung. — Literatur-Bericht.
— Eine traurige Kuriosität unserer Tagespresse. —
Germaniens Völkersimmen. — Mannigfaltiges.
Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

U e b e r den Nachdruck.

Siegen, 15. April.

Der Literatenverein in Leipzig, über dessen wohl-
thätige Wirksamkeit für die Schriftsteller wir schon
so viel gelesen haben, hat in seiner letzten Sitzung
auch die Frage über den Nachdruck und die Pres-
sengerichtsbarkeit in Erwägung gezogen. Er hat sich
damit wieder auf ein Feld begeben, auf dem es
endlich wünschenswerth wäre vollkommene Sicherheit
zu erlangen. Man wird in der Zukunft, wenn die
Verhältnisse, um welche es sich handelt, geregelt
sind, erstaunen, daß in einer Zeit, wo alles per-
sönliche Eigenthum mindestens vor jeder unerlaubten
Besignahme gesichert ist, dennoch das literarische
Eigenthum keineswegs in seiner Gesetzmäßigkeit so
anerkannt ist, wie man erwarten sollte, daß es,
um den Schriftsteller zu schützen, noch immer be-
sonderer Privilegien bedarf. Man geht von dem
Satz aus, wenn man den Nachdruck verteidigt, aus,
daß der Schriftsteller kein Recht habe, möge er auf
sein Produkt auch noch so viel Recht haben, das-
selbe durch den Druck zu vervielfältigen. Indes
dieses Recht hängt doch nur mit dem Eigenthums-
rechte an dem Werke zusammen; und so wie sonst
Jedermann das Recht hat, sein Eigenthum ganz
oder theilweise zu verkaufen, und bestimmte Vor-
rechte bei der Veräußerung sich zu erhalten, so hat
auch der Schriftsteller das Recht, bei dem Verkauf
seiner Handschrift das Recht der Vervielfältigung
durch den Druck sich vorzubehalten. Behält aber
der Schriftsteller dies Recht sich vor, und Jeder
behält es sich vor, so hat Niemand, weder der erste
Käufer, der das Buch kauft, noch ein Anderer
das Recht, es zum zweiten Male zu drucken. Man
kann dies Recht des Schriftstellers freilich kein natür-
liches nennen, und man könnte einwenden, wie ich nicht
verpflichtet werden kann, ein gehörtes Wort nicht wie-
der zu erzählen, so kann ich auch nicht verbunden sein,
ein gekauftes Buch nicht nachzudrucken. Aber ein Ei-
genthum ist überhaupt nicht angeboren, man hat
nur das Recht, daselbe sich zu verschaffen; und
ebenso hat der Schriftsteller das Recht, Jedem, der
sein Buch kauft, zur Bedingung zu machen, das-
selbe nicht nachzudrucken. Jeder Schriftsteller oder
jeder Verleger, der gegen jeden Käufer diese Be-
dingung ausspricht, ist damit also rechtlich vor dem
Nachdrucke gesichert, und der Nachdrucker begeht
eine Rechtsverletzung. Es steht rechtlich gegen den-
selben die Klage frei. Da es nun aber außeror-
dentlich weitausläufig sein würde, wenn bei jedem her-
ausgegebenen Buche der Staat bekannt machen wolle,
daß er Schriftsteller und Verleger in ihren Rechten

schützen werde, denn die Menge der Bücher, welche
namentlich in Deutschland erscheinen, ist zu groß,
so ist es angemessener, wenn der Staat annimmt,
daß alle diejenigen Bücher, bei deren Erscheinen
nicht ausdrücklich die Verzichtleistung auf den allei-
nigen Besitz ausgesprochen wird, als unangreifbares
Eigenthum der Autoren und Verleger angesehen
werden. Denn Nichts ist natürlicher, als die An-
nahme, daß der Verleger ein Manuscript nur unter
der Bedingung des ausschließlichen Rechts des Ab-
druckes kauft. Der Schutz des Staates selbst in
diesem Falle kann nicht für eine Gnade oder ein
Privilegium gelten, sondern er erfüllt nur die Pflicht
gegen den Verfasser und Verleger, die er gegen
jeden anderen Staatsbürger ausübt, Beide in ihrem
Eigenthum zu schützen. Der Verleger eines Buches
erhält von dem Verfasser das Recht des Druckes
in einer bestimmten Anzahl von Exemplaren, und
es wäre daher schon sonderbar, wenn ein Anderer
für Nichts die Befugniß erlangen könnte, in einer
unbestimmten Menge dasselbe zu vervielfältigen,
während der Käufer um einen bestimmten Preis nur
die Erlaubniß hätte, eine gewisse Anzahl abzusehen.
Man hat daher auch fast überall Schriftsteller und
Verleger gegen den groben Nachdruck zu sichern
angefangen und den Grundsatz aufgegeben, daß man
durch den Nachdruck die Bildung verbreite, eine
Rechtsfertigung, die auf den Satz hinausläuft, daß
der Zweck die Mittel heilige. Aber man gewinnt
in der That dadurch Nichts; denn kein Verleger
wird, wenn er nicht durch das Gesetz vor der
Begelagerung der Nachdrucker gesichert ist, den Ver-
kauf eines Buches übernehmen. Die traurigen
Folgen dieses Grundsatzes zeigen sich am offenbar-
sten in Italien, wo die Literatur gar nicht aufkom-
men kann. Sie beschränkt sich dort fast allein auf
spezielle geschichtliche Werke, die in einer bestimm-
ten Stadt sich Absatz versprechen dürfen; kaum aber
ist ein Buch von etwas allgemeinerem Interesse
erschienen, als in einer wenige Stunden entfernten
Stadt es schon nachgedruckt wird. Wenn Handel
und Gewerbe sich des Schutzes des Staates er-
freuen, so verdient ihn auch die Wissenschaft, da
sie eben so nützlich ist, als jene, und kein
zivilisiertes Volk kann an den Schriftsteller, der seine
höchsten geistigen Bedürfnisse befriedigt, die Forderung
stellen, daß er umsonst arbeite, da der gemeine
Handarbeiter sogar seinen Lohn empfängt. Und
wenn der Tagelöhner für seine Angehörigen sorgen
kann, so ist es unrecht, dem Schriftsteller die Freude
zu verberben, ein sorgenfreies Alter sich bereiten
zu können und sein Eigenthum als ein werthvolles Besitzthum
für seine Erben auch in materieller Hinsicht betrachten
zu können. Falsch ist es, des Schriftstellers Recht
der Herausgabe seiner Werke nur für einen Ausfluß
des Billigkeitsgefühles zu erklären, worauf er kei-
nen Rechtsanspruch begründen könne. Denn diese
Meinung verführt zu der Ansicht, daß es genügend
sei, wenn nur für eine kurze Zeit man den Schutz
angebeihen lasse. Ist dieser rechtlich begründet, so
kann keine Frage darüber sein, daß der Schrift-
steller für seine Lebenszeit Herr seines Eigenthums
ist, sondern nur noch darüber, wie lange nach sei-
nem Tode daselbe seinen Erben bleibt, und wann
es verstatet ist, wie es einmal nach der besonderen
Beschaffenheit des literarischen Erzeugnisses nicht
anders geht, daselbe zu einem Gemeingut des
Publikums zu machen. Denn der Schriftsteller,
als er sein Werk abgabte, hatte den materiellen
Zweck nur als einen Nebenzweck; der höhere war

ihm, auf Herz und Geist seines Volkes bildend
einzuwirken. Das Werk der Wissenschaft will nicht
Einem, sondern Allen dienen; und insofern die
Gottheit einzelne Menschen mit besonderen Anlagen
ausstattete, daß sie mit denselben wuchern sollten
in ihrem Dienste, jene zu ihren Werkzeugen aus-
erkor, legte sie ihnen zugleich die Verpflichtung auf,
dem Rechte gegenüber, welches die Menschheit an
sie hat, ihr besonders nicht zu sehr zu begünstigen.
Besäße ein Verleger für alle Zukunft hinaus das
Recht des alleinigen Verkaufs, so könnte das Volk
eines großen Theils der schönen Früchte, die der
Schriftsteller ihm bieten wollte, beraubt werden;
derselbe könnte sogar aus politischen oder religiösen
Gründen ein Werk, welches Nationalwerk sein soll,
gänzlich unterdrücken, und das Recht gäbe ihm eine
Macht in die Hände, wie sie der strengsten Zensur
nicht eingeräumt wird. Wenn auf dem Grund-
eigenthum besondere Lasten haften, und der Staat
Wege zu Wasser nicht in den ausschließlichen Pri-
vatbesitz übergehen läßt, so muß auch in Bezug
auf Das, was zur geistigen Nahrung und Erquickung
dient, das Recht des Schriftstellers und Verlegers
immer ein zeitlich beschränktes sein. In diesem Sinne
hat zuerst in Deutschland das preussische Gesetz vom
Jahre 1837 die Rechte der Autoren und des Pu-
blikums festgesetzt, welches dem Verfasser Schutz
für die Lebenszeit und seinen Erben oder Verleger
noch für dreißig Jahre nach seinem Tode angedeihen
läßt. Diese Bestimmung ist mit Dank aufzuneh-
men und aufzunehmen; man ersah daraus, daß
der Werth der Literatur von Staatswegen anerkannt
wurde, daß man das literarische Interesse dem ma-
teriellen hinfort nicht mehr hintanzusetzen gesinnt
war. Indes ist noch Mancherlei zu thun übrig.
Da die Literatur sich heutiges Tages zum Theil
in Journalistik aufgelöst hat, so ist die Beschrän-
kung des Nachdruckes ebenfalls auf diese in gewissem
Sinne auszudehnen. Da die Journale zu den
ephemereren Erscheinungen zu rechnen sind, so hat
zwar der Nachdruck von ihrer Seite für das In-
teresse des Verlegers oder Autors nicht die Bedeu-
tung wie in einem eigentlichen Buche; die Jour-
nalistik, welche in das geistige Leben der Nation
fördernd eingreifen will, hat sogar die Verpflichtung,
auf einzelne irgend wichtige Erscheinungen nicht bloß
in einer Beurtheilung, sondern sogar öfters in einer
Mittheilung von Proben aufmerksam zu machen.
Wenn sie aber durch den Abdruck ganzer Bücher,
namentlich solcher, die nur auf eine vorübergehende
Beachtung Anspruch machen, also der schöngestigen
besonders, allein sich ernährt, so tritt sie wiederum
dem Autor und Verleger zu nahe. Diese Frage
verdient daher besondere Beachtung für die Zukunft,
welches die Stellung der journalistischen Presse in
dieser Rücksicht sein müsse. Der Literatenverein in
Leipzig, der unter seinen Mitgliedern so viele prak-
tisch gewandte Männer zählt, würde sich ein Ver-
dienst erwerben, wenn er vor Allem ein dahin
einschlagendes Gesetz entwürfe und dies dann den
Regierungen und vielleicht zunächst der hohen Stände-
versammlung des Königreichs Sachsen zur Begut-
achtung vorlegte.

Wie steht es mit dem Prozeß Weidig?

Eine Anfrage.

Vor noch zwei Monaten waren alle Zeitschriften
und Tagesblätter voll von Besprechungen des Pro-
zesses Weidig mit allen seinen Anhängern, und es

war wohl damals keine öffentliche Debatte, welche die Aufmerksamkeit des Publikums so sehr fesselte, als gerade diese. Seitdem ist die Sache, wenigstens scheinbar, eingeschlafen. Der Stoff, welcher vorhanden war, ist angezehrt, verarbeitet. Dr. Wilhelm Schulz (denn nun, da sich der Verfasser der Schrift: „Der Tod des Pfarrer Weidig“ in öffentlichen Blättern selbst genannt hat, können auch wir keinen Anstand nehmen, seinen vollen Namen zu nennen, den wir übrigens, wie sich unsere Leser erinnern werden, schon früher richtig erriethen und mit den Anfangsbuchstaben bezeichneten), Dr. Wilhelm Schulz also hat seine furchtbare Anklage erhoben und ihr die Aktenstücke beigegeben, welche ihr zur Unterstützung dienen konnten. An seiner Seite ist als eifriger und muthiger, wenngleich etwas unbefonnener, Mitkämpfer Carl Welcker getreten. Auf diesen stürmischen, gewaltsamen Angriff hat der beschuldigte Hofgerichtsrath Georgi mit seiner „Erwiderung“ entgegnet, die wir jedoch nur als eine vorläufige Abwehr, nicht als eine vollständige Vertheidigung bezeichnen können. Hierauf versuchten wir es in jenen beiden größeren Artikeln des Deutschen Bürgerblattes, welche seitdem unter dem Titel: „Gedanken über den Prozeß Weidig“ in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung besonders gedruckt als Flugschrift erschienen sind, den vorhandenen Stoff mit Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin zu sichten und darzustellen, indem wir es namentlich ängstlich vermieden, uns, wie es Welcker's geschehen, durch den Eifer für die gute Sache des öffentlichen und mündlichen Verfahrens und der Geschwornengerichte zu Unüberlegtheiten und voreiligem Aburtheilen hinreißen zu lassen. Namentlich war es aber auch Zweck des Schriftchens, darauf hinzuweisen, wie wenig die bisherigen Verhandlungen noch eigentlich spruchreif seien, und besonders die Punkte zu bezeichnen, in Bezug auf welche man in der von der Großherzoglich Hessischen Regierung verheißenen Schrift des Hofgerichtsrathes Möllner im Interesse der Öffentlichkeit und der Wahrheit nähere Aufklärungen und detaillierte Angaben über die einzelnen Thatumstände wünschen mußte.

Als ich damals jene Worte schrieb — es war im Anfange Februar — glaubte ich nicht mehr lange auf die Möllner'sche Darlegung warten zu müssen. Zwar war in den offiziellen Zeitungsartikeln, welche das Vorbereiten und demnächstige Erscheinen der Schrift ankündigten, gleich von vornherein zu verstehen gegeben, es seien Berge von Akten durchzustudiren und man müsse sich daher noch einige Zeit gedulden. Aber diese Verheißung geschah schon im Dezember 1843, und für einen Mann, wie den Herrn Hofgerichtsrath (ehemaligen Kriminalrichter) Möllner, der selbst viele politische Untersuchungen geführt hat, dürfte es doch wohl nichts so Schweres und Zeitraubendes sein, die ihm bekannten Akten, und wenn es auch kleine Berge wären, durchzugehen, während einer Zeit von vier Monaten, — denn so lange mag es wohl seit der ersten Ankündigung seiner Schrift her sein.

Zudem handelt es sich ja auch nicht um den materiellen Inhalt, um die Ergebnisse jener Untersuchungen, und namentlich der gegen Weidig, nicht um Entscheidung der Frage über Schuldig oder Nichtschuldig, sondern einzig und allein, ob in dem prozessualischen Verfahren die Gerechtigkeit gewahrt worden sei, oder nicht. Und nach dieser einen Richtung hin, um welche es sich hier allein handelte, konnte man selbst die umfangreichsten Akten in kürzerer Zeit durchgehen, als die seitdem verflossene beträgt.

Die Nachteile der Verzögerung des Erscheinens der Möllner'schen Schrift sind sehr groß. Außerlich scheint allerdings, wie oben bemerkt, die Weidig'sche Angelegenheit dormalen zu schlafen. Aber dieser Schein trügt. Schon die allgemeine Aufmerksamkeit, welche die Verurtheilung des Revierförsters Weidig in eine nicht bedeutende Geld-

strafe fand, die Geldsammlungen, welche sowohl für ihn, als für die verwaisten Kinder des Pfarrer Weidig an verschiedenen Orten bewerkstelligt werden, sprechen auf das Augenfällige. Das Mißtrauen, der Argwohn vor unserem dormaligen deutschen Strafverfahren, welcher durch das Buch des Dr. Wilhelm Schulz so lebhaft geweckt worden ist, nistet sich immer mehr ein; es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, und er ist so mit den Gemüthern verwachsen, daß er nicht wieder zu entwurzeln ist. Wenn bis dahin das Möllner'sche Buch noch nicht erschienen ist, dann kann es das Erscheinen ganz sparen. Es wird zu spät kommen, es wird auf dem Schlachtfeld anlangen, nachdem sich der Kampf entschieden hat.

Wir müssen daher die Großherzoglich Hessische Regierung darauf aufmerksam machen, wie sehr eine Beschleunigung in ihrem eigenen Interesse liegt. Zwar wird mit dem Erscheinen des Möllner'schen Buches der Streit nicht beendet sein, denn Dr. Wilhelm Schulz hat bereits im Voraus in Schweizerischen Blättern angekündigt, daß er auf dasselbe entgegelen werde, und Herr Möllner mußte sich dann vielleicht noch zu einer Replik verstehen, die einem so gewandten Gegner, wie Schulz, gegenüber nicht ohne Schwierigkeiten sein möchte. Allein besser den Streit rüftig angefangen und fortgesetzt, als ihn feige fallen lassen, nachdem man ihn einmal aufgenommen. Denn es steht wahrlich zu befürchten, daß bei längerer Verzögerung einer Antwort oder gar bei gänzlichem Schweigen Seitens des Publikums die alte Rechtsregel in Anwendung gebracht werde: „Qui tacet, cum loqui et debuisset et potuisset, consentire videtur“ (Wer da schweigt, wo er hätte reden können und sollen, der wird wohl als einverstanden angenommen).

Der sollte jene Nachricht gegründet sein, von welcher vor Kurzem etwas verlautete, daß Möllner, auf Vorstellungen seines literarischen Freundes Jagemann, (mit welchem er die Zeitschrift für Strafverfahren herausgibt) den Auftrag zur Verfassung der fraglichen Darlegung abgelehnt, oder vielmehr, nachdem er ihn bereits angenommen, wieder zurückgewiesen habe? Ein solcher Schritt könnte uns keineswegs befremden. Denn die Aufgabe, welche Möllner geworden ist, ist eine sehr schwere und trägt allerlei Kollisionen in sich. Wie ich bereits in dem Schriftchen: „Gedanken über den Prozeß Weidig“ zu entwickeln gesucht habe, muß oder soll Möllner entweder Vertheidiger der in ihrer Verwaltung der Justiz angegriffenen Regierung sein oder ein unparteiisch prüfender, weder auf der Seite des Angreifers, noch auf der des Angegriffenen stehender Referent. Soll er Ersteres sein, so kann er in Konflikt mit seiner Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe gerathen, soll er Letzteres sein, in Konflikt mit seiner Dienststellung. Dort Scylla, hier Charybdis! Schon der Auftrag an sich schließt also, er mag nun im Einzelnen lauten, wie er will, eine falsche Stellung in sich, und es scheint mir dies gerade nicht das beste Mittel zu sein, welches die Hessische Regierung wählen konnte.

Mein unmaßgeblicher Vorschlag — man darf freilich vor manchen eingerosteten Praktikern kaum wagen, ihn laut werden zu lassen — wäre der gewesen, die Untersuchungsakten einer sogenannten ausländischen (will sagen: nicht Großherzoglich Hessischen) Juristenfakultät vorzulegen und sich von ihr einen Auspruch über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Verfahrens zu erbitten. Die unabhängige Stellung und die wissenschaftliche Bildung der entscheidenden Behörde würden hier die sichersten Garantien geboten haben.

Doch wir wollen mit der Hessischen Regierung nicht über die Wahl ihrer Mittel rechten, nur kommen wir auf die Anfrage zurück:

„Wird die verheißene Möllner'sche Schrift erscheinen, und wird sie bald erscheinen?“

Mag übrigens die Beantwortung dieser Frage

lauten, wie sie will, sie scheint festzustehen, daß die Erörterungen und Wirkungen der einmal angeregten Weidig'schen Angelegenheiten mit den bisherigen wohl schwerlich als beendet angesehen werden dürfen.

* Wie wurde Baiern wieder deutsch?

Nach der Schlacht von Hanau, über die, wie über den Fürsten Brede Mitter von Lang Aufschlüsse gibt, die den in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern kourfirenden ziemlich widersprechen, begann auch in München der böse französische Geist zu entweichen und einem brausenden Patriotismus in Schnaubärten und himmelblauen Röcklein Platz zu machen. Präsidenten, Kanzler und Räte fingen an zu exerziren; die jungen Herren Grafen und Barone suchten in den Kaffeehäusern und an den Wirthstafeln die alten Franzosenfreunde auf, um vor ihnen ihre Verwünschungen und Flüche auszuschütten, und so ist sie nun mit Gottes Hilfe und um den Preis unseres vielen Blutes wieder da, die alte schöne Zeit der Patrimonialgerichte, der Landessperren, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien, der neuen Fideikomisse der wieder befestigten leibeigenen Gütergebundenheit, der geheiligten Gemeindeordnungen, der Wallfahrten, des Kapuzinerbettels.

(von Lang, Memoiren II, S. 196.)

Vaterländische Zustände.

Frankreichs feindliche Stellung gegen die deutsche Industrie. Während die Franzosen ein Mal um das andere sich über die bei der vorjährigen Zollkonferenz beschlossene Erhöhung des Eingangszolls auf französische Luxusartikel beklagen und darin, wenn nicht geradezu eine feindselige Maßregel gegen Frankreich, so doch eine überwiegende, den französischen Interessen gefährliche Neigung des Zollvereins zum Prohibitivsystem zu erblicken wännen, ersieht man jetzt aus dem Zollgesetze, welches der Handelsminister dieser Tage den französischen Kammern vorgelegt hat, daß die im Jahre 1842 verfügte Erhöhung der Eingangsabgaben auf deutsche Fabrikate, welche die letzten Repressalien des Zollvereins veranlaßten, von den Kammern mit gesetzlicher Kraft bekräftigt werden sollen. Die Gründe, mit denen der Handelsminister die Maßregeln gegen die deutsche Industrie zu rechtfertigen sucht, sind so schwach und so wenig stichhaltig, daß es auf den ersten Blick in die Augen leuchtet, es müsse denselben noch ein anderes Motiv zu Grunde gelegen haben, als der bloße Schutz der französischen Gewerbe. Es liefert dies Verfahren der französischen Regierung abermals einen Beweis, daß Deutschland sich keine Rechnung darauf machen könne, auf den Fuß einer gerechten und billigen Gegenseitigkeit behandelt zu werden. Aus diesem Grunde sind bis jetzt auch alle Einleitungen zu einem Verträge gescheitert. Hat doch das französische Kabinet stets zweimal so viel verlangt, als es gewähren wollte. Auf diese Weise ist freilich ein Einvernehmen unmöglich. An Frankreich ist es aber, sich nachgiebig zu zeigen; denn nicht auf deutscher, sondern auf französischer Seite ist das Prohibitivsystem. Sollte der Zollverein den Franzosen mit gleichem Maße ausmessen, so würden die französischen Erzeugnisse bald selten werden auf den deutschen Märkten. (Mannh. Z.)

Die Trier'sche Zeitung stellt, indem sie die Lage der schlesischen Weber bespricht, folgende Betrachtungen an: Der Staat hat den Schlesiern gegenüber zwei Mittel, welche unfehlbar ausreichen müssen, dafern man sie mit der gehörigen Energie und in Ungetrenntheit anwendet. Daß eine nationale Industrie, welche durch die Mißgunst der Umstände an den Rand des Verderbens gekommen ist, und welche von Außen eine gewaltige und kompakte Konkurrenz erleidet, weiser und genügender Schutzölle bedürfe, bis sie auf eigenen Beinen zu

stehen vermöge, gilt bei uns als eine ausgemachte Wahrheit. Was bezwecken denn die Vereine, namentlich der bonner, anders, als die Etablierung des Schußsystems, wenigstens mit Umgehung der Zollgesetzgebung? Diejenigen Leute, welche sich verpflichten, gewisse Quantitäten Wein in Schlesien zu kaufen, ignorieren sie nicht die englischen und belgischen Preise; thun sie nicht, als ob ein erhöhter Eingangspreis sie wirklich abhielte, anderswo zu kaufen? Dies humane Benehmen von einer Anzahl Privatleute beschämt in gewisser Art die Stipulationen der Zollgesetzgebung, und könnte ihr, da die Gesetzgebung stets das Meiste aus den Sitten kennen zu lernen hat, einen wichtigen Wink geben. Zollschuß wäre also das erste dringliche Mittel zur Abhilfe der Noth. Das zweite besteht in der Organisation der Arbeit. Es darf nicht sein Bewenden dabei haben, daß man eine neue Wahrheit billigt und theoretisch falsche Ansichten fallen läßt; man muß auch nach der besseren Ueberzeugung handeln. Hier ist nun ein Feld gegeben, wo die Arbeit zu organisieren ist, wo die Beteiligten keinen Augenblick Widerstand entgegenzusetzen werden, wo sich der Beweis führen läßt, daß der Sozialismus, weit entfernt, eine Theorie des Umsturzes und der Vernichtung zu sein, etwas praktisch höchst Vortreffliches, allen Menschen zu Gute Kommendes, die Sittlichkeit und den Wohlstand lediglich Beförderndes ist. Es kommt nur auf die Probe an. Was nämlich die Meisten wohl noch nicht klar wissen, ist, daß die schlesischen Weber nicht als Masse, nicht einmal in Masse dem Verkehr und den Konsumenten gegenüber treten, daß sie vielmehr als einzelne isolierte Individuen von wenig Mitteln, die von Hand zu Mund leben, der gänzlichen Willkür der Vorkäufer, der Kapitalisten, der Kaufleute preisgegeben sind, welche, ihre augenblickliche Verlegenheit benutzend, lediglich auf eigene Spekulations-Chancen achten und so den Weber zu einem untergeordneten Helfershelfer, zu einem Knechte und Sklaven herabdrücken. Der Sitz dieser Vor- und Aufkäufer für die schlesischen Gebirge ist die Stadt Leipzig. Die Weber stehen zu diesen Herren ganz in demselben Verhältnis, wie unsere Winzer an Rhin und Mosel zu den Weinhändlern in den Städten, welche gerade am billigsten kaufen, wenn die Ernte am ergiebigsten gewesen ist, weil der arme Weinbauer sehr oft die Fässer leer haben muß, die er mit neuen zu ersetzen keine Mittel besitzt. Die Produktion wäre dergestalt zu organisieren, daß jeder Weber beim Zwischentausch unmöglich werde. Wir wollen dem Handel sein Recht lassen, auch sein Recht, Progenie zu verdienen, wir wollen ihn als den brauchbaren Diener der bürgerlichen Gesellschaft betrachten. Allein die Produktion ist etwas zu Wesentliches, als daß man sie in die Sklaverei des Handels kommen lassen dürfte, als daß man nicht, wo dieses bereits geschehen, auf alle Mittel und Wege sinnen sollte, sie wieder selbständig zu machen. Organisiere man also die schlesischen Weber in freie Organisationen, wo Jeder frei ist und durch den Verband erst recht frei wird, dann können diese Assoziationen den Kaufherren anders gegenüber treten, und wenn der Gränzzoll ihnen die Abnahme sichert, so wird es sich bloß fragen, welche Assoziation am besten und probenhaltigsten produziert. Aus diesem Wettstreit dürfte sich binnen kurzer Zeit eine Blüthe der Industrie herausstellen, die es erlaubt, den Zoll zu erniedrigen, ganz aufzuheben und den Markt der deutschen Leinen weit über die deutschen Gränzen hin auszudehnen. Dies klingt vielleicht fabelhaft und chimarisch; allein habt Ihr die Assoziation vielleicht einmal versucht, habt Ihr erfahren, was die solidarische Verbindung freier Menschen vermag?

Der westphälische Steinkohlenbergbau. In dem letzten Landtagsabschied für die Provinz Westphalen wird der Steinkohlenbergbau des westphäl. Oberbergamtsbezirks ein „blühender“ genannt. Hier-

gegen hat sich in einem Lokalblatt der westlichen Provinzen eine Stimme erhoben, welche aus dem Beispiel einzelner Reviere jenes Bezirks das Gegentheil darzutun sich bemüht. Ohne in dieser Beziehung in's Einzelne eingehen zu wollen, daß der Gewinn aus den westphälischen Steinkohlenwerken häufig durch steigende Konkurrenz und durch die Nothwendigkeit kostbarer Anlagen geschmälert, oder die Ausbeute in Zubuße verwandelt wird und manchem Grubenbesitzer eine Ermäßigung der auf dem Bergbau lastenden Abgaben sehr erwünscht sein möchte, glauben wir durch die nachstehende, aus amtlichen Quellen geschöpfte Uebersicht das seit 24 Jahren ununterbrochen steigende Gedeihen des westphälischen Steinkohlenbergbaues überzeugend darthun zu können.

Jahr.	Anzahl betriebenen Gruben.	Steinkohlen-Tonnen.	Geschlossene Ausbeute. Mtr.	Gezahlte rechnungsmäßige Zubuße. Mtr.
1820	157	1,845,932	273,284	86,304
1825	163	1,860,960	254,197	96,220
1830	168	2,478,849	341,661	87,813
1835	195	3,405,406	389,115	311,127
1840	209	4,289,776	621,881	321,029
1843	204	5,261,529	578,368	299,328

(A. A. 3.)

Zur Sache der Gustav-Adolf-Vereine.

Sicherm Benehmen nach hat die Motivierung des Verbots der Gustav-Adolf-Stiftung in Baiern bei der Bundesversammlung einen ungünstigen Eindruck gemacht. Es ist dies auch kaum anders möglich, wenn man bedenkt, daß von allen deutschen souveränen Fürsten kaum der sechste Theil der katholischen Kirche angehört und von diesen der König von Sachsen ein protestantisches Land regiert. Man besorgt am Bunde auch sehr, daß der kirchliche Frieden von Neuem auf längere Zeit gestört, ja, daß in Baiern selbst durch die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft mit der Gustav-Adolf-Stiftung die protestantische Bevölkerung gegen die Regierung eingenommen werden müsse. Man spricht deshalb von vermittelnden Vorstellungen, ja von Noten, die nach München in jüngster Zeit gelangt seien. Wir wollen hoffen, daß sie fruchten werden. Das darf aber behauptet werden, daß die Baiersche Maßregel den protestantischen Hilfsvereinen viele neue Mitglieder zugeführt hat, denn der äußere Feind der protestantischen Kirche zeigt sich nun ohne Hülle, und das hat auch seine guten Folgen. — Es kann wahrlich keinen erfreulichen Eindruck auf den Vaterlandsfreund machen, den Geist der Uneinigkeit und Zwiethracht in Deutschland wieder heraufbeschworen zu sehen. Die Bitterkeit und Feindseligkeit, welche sich bereits in einigen Besprechungen des Gustav-Adolf-Vereins, sei es für oder gegen denselben, unverholen ausläßt, ist wohl geeignet, Jeden, der es redlich mit der Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes meint, mit den ernstesten Besorgnissen zu erfüllen. Mögen wir Deutschen doch nicht vergessen, daß wir auf diese Weise nur in unser eigenes Fleisch hineinwühlen! Wer steht uns dafür, welches Ende dieser wieder angesachte religiöse Zwiespalt nehmen, an welche gefährliche Klippe er unser deutsches Vaterland schleudern kann? Das Ausland schaut gern dem neu beginnenden Bruderkampfe zu und freut sich schon der Beute und Vortheile, die es über beide streitende Parteien davontragen wird. Was wird das Ende des nutzlosen Zankes und Haders sein, in welchem wir unser eigenes Blut und Mark gegen einander aufheizen und vergeuden? Daß wir noch obendrein, wie immer, die Zechen an das hohnlächelnde Ausland bezahlen müssen und später, wenn wir die Folgen des unseligen Kampfes fühlen, beschämt und reing an unsere Brust klopfen und dann wieder viele Jahr gebrauchen, um die leichtsinnig geschlagenen Wunden zu heilen! Hat uns die Geschichte doch fühlbare Lehren genug gegeben, daß man glauben sollte, daß sie nicht länger ein todttes Buch für uns sein werde. Die Presse würde ihren edlen Beruf

erfüllen, wenn sie in der Sache des Gustav-Adolf-Vereins als Vermittlerin aufträte und alle blinde Leidenschaftlichkeit bekämpfte, anstatt das glimmende Feuer zur hohen lodernden Flamme anzufachen, die sich als verderblicher Brand über ganz Deutschland wälzen kann. Ist die Presse ein edles Werkzeug des Fortschrittes, so möge sie ihren hohen Beruf jetzt bethätigen und nur der Vernunft und Mäßigung und Besonnenheit ihre mächtige Stimme leihen und auf diese Weise sich als Vertreterin der höhern Bildung und Gesittung erweisen. Warnt sie die Nation vor der Gefahr, in welche die Leidenschaft sie stürzen will, so wird ihre Stellung auch eine um so achtungswerthere und ruhmvollere sein. Stürzt sie sich aber als Leiterin mit der blinden Leidenschaftlichkeit über Hals und Kopf, wo soll dann das Ende dieses unseligen Thuns sein?

(M. 3.)

+ Der Prozeß Jordan. Wer noch irgend einen Zweifel an der Unschuld Jordans hegte, der lese die Schußschrift Wigands, dieses köstliche Buch, in dem wir in die geheimsten Falten einer kindlich frommen Seele blicken. Wer dann noch zweifeln kann, von dem ungläubigen Thomas sollte man wahrhaftig was Arges denken. Und nun, was helfen wohl diese mehrfachen Beweisführungen der Unschuld des theuren Angeklagten, von der Schußschrift August Bodens an, dem, ob er gleich Gegner konstitutionellen Königthums ist, aus der Urtheilsschrift, der gegnerischen Schrift, so die Gerechtigkeit der Sache Jordans entgegenleuchtete, daß er, der Theolog, nicht umhin konnte, für ihn die Feder zu ergreifen? Was helfen sie Alle? Wird die höhere Instanz ihn freisprechen? Wo man einmal das Recht verlegt, kann es auch zum zweiten Male verlegt werden. Und warum verbot man Wigands Schrift in Hessen? Wenn aber die Menschen sich nicht erbarmen, so wird sich das Schicksal erbarmen. Schon erzählt man sich, daß die Nemesis dem bekannten Apotheker Döring, der in einem westphälischen Badeorte sich aufhält, in verschämter Liebe einen bösen Streich gespielt habe. Wir hoffen, daß die für die Familie Jordan einmal angeregte Theilnahme nicht nachlassen werde. Auch wir Preußen haben eine Schuld abzutragen, nicht die Hessen allein. War es ja doch ein Preuße, der Kriminalist D. in V., welcher Döring, nachdem derselbe seine Aussagen vor ihm gemacht, zur Konfrontation mit Jordan nach Marburg begleitete, damit seine Anwesenheit Döring abhalte, seine Aussagen zu widerrufen. Viele preussische Städte haben diese Schuld zu büßen begonnen, indem sie das Leid der Familie zu mildern bemüht waren. Aber noch ist viel zu thun übrig. Wir wünschen, daß das Beispiel zweier einander benachbarter Städte des nördlichen Westphalens nachgeahmt werde, welche schon sonst sich rühmlich hervorthaten und deren edle Frauen und Jungfrauen nun eine Lotterie zum Besten der unglücklichen Familie eingerichtet haben, die einige hundert Thaler eintragen wird. Wir wünschen, daß die Frauen aller deutschen Städte, in denen das Deutsche Bürgerblatt gelesen wird, diesem Beispiele folgen.

Dr. Soldan über die Hexenprozesse. Der Gymnasial-Lehrer Dr. Soldan in Gießen hat durch eine vortreffliche Geschichte der Hexenprozesse (Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta, 1843) sich nebenbei ein sehr hoch anzuschlagendes Verdienst auch um eine der wichtigsten Fragen erworben, welche jetzt das diesseits rheinische Deutschland beschäftigt, um die Frage nämlich: ob an die Stelle des schriftlichen, geheimen, inquisitorischen Strafverfahrens, der Anklageprozeß mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit und den weiteren Bürgschaften für einen gerechten und unabhängigen Richterpruch, treten müsse. Indem nämlich Herr Soldan die Entstehung, die Ausbildung und Erweiterung, und die rechtsmörderischen Folgen des zuerst gegen Keger, Zauberer und Hexen zur Anwendung gebrachten Inquisitionsprozesses in seiner ganzen Blöße auf's

Ueberzeugendste vor das geistige Auge des Lesers bringt, erweckt er dadurch tiefen und gründlichen Abscheu vor diesem lichtfeindlichen Verfahren und schafft die Ueberzeugung, daß nur die Einführung eines auf entgegengesetzten Grundlagen beruhenden Strafverfahrens und vor der Wiederkehr der Abscheulichkeiten bewahren kann, die der finstere Geist einer hier und da so hoch gepriesenen finstern Zeit gebär. Auch noch heute ist beachtungswerth, was z. B. der Verfasser S. 258 folg. anführt, wo er im 14. Kapitel vom gerichtlichen Verfahren und der Strafe spricht. „Hat der Richter die nöthigen vorläufigen Indizien, so eröffnete er den Prozeß. Was aber galt nicht Alles vor den Verhandlungen und während derselben als Indizium? Uebler Ruf, oft begründet durch die vor Jahren aus Haß oder auf der Folter gethanen Aussagen einer Inquisitin, oft nicht einmal durch Zeugen erhoben, die Angabe eines Mitschuldigen, die Abstammung von einer wegen Zauberei Hingerichteten, Heimathlosigkeit, ein wüthes und unstetes Leben, große und schnell erworbene Kenntnisse ohne bemerkbaren Fleiß, rasch zunehmender Wohlstand, eine Drohung, auf welche den Bedrohten ein plötzlicher Schaden traf, die Anwesenheit im Felde kurz vor einem Hagelschlag, — dies Alles erscheint noch als etwas ziemlich Einfaches; aber außerdem wurden noch die entgegengesetzten Dinge zu Indizien gestempelt, so daß, wer die Sphäre vermeiden wollte, in die Karybdis gerieth. Eine wirkliche Heilung war oft nicht weniger gefährlich, als eine imputirte Beschädigung. Der nachlässige Besucher des Gottesdienstes war verdächtig, aber der fleißige nicht minder, weil sein Benehmen die Absicht verrieth, den Verdacht von sich abzuwälzen. Zeigte sich Jemand bei der Gefangenennahme furchtsam und erschrocken, so war dies die Aeußerung des bösen Gewissens; benahm er sich gelassen und muthig, so hatte ihn der Teufel verhärtet und verstockt. Redete man gegen die Hexenprozesse, nahm man sich der Verfolgten an, bezweifelte man die Wahrheit der magischen Gräueltthaten, so war das ein Oratio pro domo; ging man auf der andern Seite im Lobe der Inquisitoren und ihrer Bestrebungen etwas zu weit, so galt dies als eine höchst verdächtige captatio benevolentiae. Unverzügliches Denunziren einer vermeintlichen Zauberverhandlung hatte den Vorwurf verdächtiger Voreiligkeit zu fürchten, aber das Unterlassen der Denunziation war wiederum Begünstigung des Lasters. Wer einer aufkommenden Diffamation nicht schnell durch gerichtliche Schritte begegnete, ließ eines der stärksten Indizien sich befestigen; wer dagegen klagte, überließ sich freiwillig allen Schikanen eines gefährlichen Prozeßes. Kurz, es traf auch im Hexenprozesse ein, was schon Apulejus in seiner Apologie von der Zauberverriecherei seiner Zeit sagt: Omnibus, sicut forte negotium magiae sacessitur, quid quid omnino egerint, obicietur. Man sieht, daß es kein Mittel gab, dem Verdachte zu entgehen, aber es gab auch kaum eines, aus den Krallen eines blutgierigen Richters sich zu befreien, wenn man einmal hinein gerathen war.“ — Es ist zu wünschen, daß die von Soldan mit klarem, freiem Geiste aufgefaßte und wiederbelebte Geschichte der Hexenprozesse in vielen Händen sich befände. Sie lehrt, wohin es führt, wenn dem Lichte der Eingang verwehrt wird, und wie dadurch Religion und Gerechtigkeit, diese höchsten Faktoren der menschlichen und staatlichen Beziehungen, zum Schandfleck derselben herabgezogen werden können. Soldan's Buch hält uns aber ein Bild vor, von dem wir uns mit Abscheu und Entrüstung wegwenden, wenn Streben nach Licht und Wahrheit, nach Recht und Freiheit lebendig und kräftig in uns ist. (R. 3.)

zur Judenfrage. Auf der Arena, wo für und gegen die Judenemanzipation gekämpft wurde, trat Bruno Bauer mit dem paradoxen Satz auf, daß die Juden nicht emancipirt werden müßten, weil sie der Freiheit nicht würdig seien, sobald sie sich nicht den Fesseln eines positiven Glaubens

entwunden hätten. Aber keineswegs sagte Bruno Bauer damit, daß die Christen besser daran seien. Die Einen, darauf läuft so ziemlich sein Raisonnement hinaus, die Einen sowohl wie die Andern sind allzumal Sünder vor dem Angesichte der Freiheit oder Philosophie; werdet ihr Juden daher Christen, so seid ihr um nichts besser daran, und ihr verdient auch dann nicht emancipirt zu werden, indem ihr euch in eine neue Knechtschaft begebt. Was aber Bruno Bauer hier sagt, das wundert uns sehr von Herrn Rosenberg so gründlich mißverstanden zu sehen. Herr Rosenberg nämlich kündigt in Nr. 14. des Siegener Intelligenzblattes an, daß böswillige Leute das Gerücht verbreitet hätten, er wolle seine Religion verlassen und die christliche annehmen; er halte sich berufen, diesem Gerüchte öffentlich zu widersprechen, obschon diejenigen, welche ihn kannten, ihn eines solchen Schrittes nicht für fähig halten würden. Diese Anzeige des Hr. Rosenberg ist ein unwidersprechlicher Beweis, wie sehr leicht Bruno Bauer's Argumentation zu mißverstehen ist, sie ist aber, einmal gedruckt, zugleich ein Beweis gegen Bruno Bauer, der da meint, die christliche Religion könne gegen Invektiven sich nur durch Censurstriche schützen und nicht bisweilen über bittere Ergießungen eines gekränkten Gemüthes lächeln. Uebrigens risum teneatis, amici!

Zensurangelegenheiten. Se. Maj. der König haben an die Stelle des bei dem Oberzensurgericht ausgeschiedenen, zu anderen Funktionen berufenen Geheimen Oberregierungs-raths Mathis den vormaligen Kreis-Justizrath und Direktor des Landgerichts zu Halle, nunmehrigen Geheimen Regierungsrath Schröner, zum Mitgliede des Oberzensurgerichts, so wie den Kammergerichtsrath von Bülow, den vormaligen Obergerichtsassessor, jetzigen Justitiarius der Regierung zu Oypeln, Regierungsrath von Runow, und den Kreis-Justizrath und Direktor des Land- und Stadtgerichts zu Ohlau, Luther, zu Hülfsarbeitern bei dem Oberzensurgericht ernannt. (A. P. 3.)

— Seit der Einführung der neuen Zensurgesetze und der Errichtung des Oberzensurgerichts ist der Fall noch nicht dagewesen, daß der Staatsanwalt von Amtswegen bei dem Oberzensurgericht auf Debitsverbot einer mit Zensur erschienenen Schrift angetragen hatte, da es bekanntlich auch zur Kompetenz des Oberzensurgerichts gehört, ein Debitsverbot gegen solche Schriften auszusprechen, welche nicht schon gesetzlich für verboten zu erachten sind. Dieser Fall ist nun kürzlich auch eingetreten. Bei dem Buchhändler Hermes zu Berlin war schon vor längerer Zeit ein „historisch-geographischer Bilderatlas für die Jugend, mit Text in Versen, von J. Löwenberg“ mit Zensur erschienen, worin der Staatsanwalt eine verderbliche Tendenz zu erkennen glaubte, und deshalb nachträglich auf ein Debitsverbot desselben antrag. Das Oberzensurgericht hat den Antrag indeß abgewiesen und den Debit des Bilderatlas freigegeben. Im entgegengesetzten Falle würde nach dem Gesetz vom 18. Okt. 1819 der Verfasser und Verleger von aller weiteren Verantwortung frei geblieben sein, während außerdem nach dem Zensur-Reglement vom 30. Juni 1813, § 13, der Staat zur Entschädigung der Beteiligten verpflichtet gewesen wäre. Ob auch der Zensor bei solchen Gelegenheiten für einen Theil der Entschädigung aufzukommen habe, wissen wir nicht, da in den betreffenden Reglements davon nichts steht.

(M. 3.)

Die Gewaltthatigkeiten in der Türkei.

In allen Zeitungen liest man gegenwärtig Berichte über die schrecklichen Ausschweifungen der Moslems und den steigenden Fanatismus derselben, der durch die Renegatenfrage wieder zu einer grauerregenden Höhe aufgestiegt worden ist. Wir theilen unseren Lesern eine Privat-Korrespondenz der kölnischen Zeitung mit, welche aus Lissa vom 20. März datirt ist und die Lage und die Gefühle der dortigen Bevölkerung lebhaft vor Augen legt:

Unter dem lachenden Himmel der europäischen Türkei und dem leicht und reichlich nährenden Boden keimten seit Jahrhunderten die Wurzeln des Elendes, des Jammers und der Thränen hervor, und, getränkt von allen Geburten der Hölle, der Tyrannei, des Despotismus, schossen sie zu einem mächtigen Baume empor, unter dessen Schatten jedes menschliche Glück giftig erstickte. — Seit dem Abschmelzen des Schnees, seit beiläufig drei Wochen häufen sich gegen die Gränzen Serbiens albanesische Räuberhorden unter regelmäßiger Anführung eines Derwisch Jar, welcher verlauten ließ, daß er einen Einfall in das wohlhabende Serbien und die Plünderung unserer Stadt beabsichtige. Die Serbier sind auf ihrer Huth, dürften aber einer Horde von 4—500 solcher Räuber, auf einen Punkt konzentriert, zu widerstehen nicht im Stande sein. — Aber uns bedroht das schrecklichste Schicksal, das je eine Stadt betroffen; wir leben in täglicher Todesangst. Jeder Windstoß, der eine Thür zuschlägt, macht uns erbeben und bringt uns das Schreckniß der Wütheriche vor Augen. Unser Schicksal wird gräßlicher, wenn wir bedenken, daß die türkische Regierung nicht einmal Miene macht, uns zu beschützen und die Geißel dieses Landes zu vertreiben. Im Gegentheile, man muß endlich glauben, daß diese Ausrottung der Christenheit in einem wohlbedachten Plane ihre Quelle haben müsse; denn wie anders wird das ganz ruhige Zuschaun der umliegenden Pascha's erklärt? Die Gräuelt, welche diese Horden in den weiten umliegenden Orten des alten Mösien anrichteten, sind beispiellos und unglaublich. Ende Februars plünderten sie das Städtchen Radomje, brannten, sengten und schändeten Weiber und Mädchen. Nachdem sie ihre wilde Lust gesättigt, schnitten sie den Mädchen ihre Brüste aus. Im Dorfe Madscham spießten sie eine Familie und brieten solche langsam am Feuer. Auf keinem Striche der Erde hat die Barbarei so schreckliche Gewaltthaten ausgeübt und die Anlagen des menschlichen Geistes in einer solchen Tiefe niedergedrückt. Nirgends noch hat der Boswicht, der Menschenwürger so ungefrast seine Unmenschlichkeiten, seine Grausamkeiten ausführen können. Nirgends sah man Menschen, welche, wie die Scharfrichter, ohne Zorn und Gewissensangst ihre Mitmenschen auf eine solche Art schlachteten. Nur in den türkischen Staaten erlebt man die Wundererscheinung durch 400 Jahre, alle Schandflecke der menschlichen Geschichte, alle Frevel der Religionswuth, der Bluthochzeiten und anderer Gräuelt unter verschiedenen Namen beisammenzufinden. Ueberall, wo das osmanische Zepher seinen Fanatismus aufgeschlagen hat, ist kein wohlhabender Unterthan seines Lebens oder seiner Habe sicher, kein Vater kann sich seines vielgeliebten Sohnes, keine Mutter sich der Tochter freuen. Und dies Alles erlebt man unter dem Gaukelspiel der sogenannten Verfassung von Gülhané, dies Alles geschieht im neunzehnten Jahrhundert! Kein Hof, keine Politik und kein menschlicher Herrscher würden uns verdammen, wenn wir unsere Schmach, unser Elend, die Entwürdigung des Menschen zu rächen beginnen sollten. Die Gesandten der hohen Mächte streiten sich in Konstantiopel um einen Renegaten und kümmern sich nicht um das Leben Tausender, die hingeschlachtet werden. Frankreichs majestätischer Senat, welcher sich „der geborne Beschützer der Christen des Orients“ nennt, Englands hochgestelltes Parlament, welches allüberall Freiheit säet, Rußlands ritterlicher Imperator, der wohl ein Mitgefühl für seine Glaubensgenossen wahren wird, Oesterreichs allvermögendes Veröhnungswort — können unmöglich länger diesem schauerhaften Schauspiel zusehen. Ihr Fürsten Europa's, Euch hat die Vorsehung auf den Thronen befestigt, um die Harmonie des Weltalls auch auf Erden zu erhalten und Glück in jeder Hütte zu spenden. Duldet nicht, daß das Paradies der Erde einer winterlichen Einöde, durch welche der Sturmwind oder ein feindliches Heer gestreift hat, gleiche.

Zur Literatur und Unterhaltung.

*Amor oder Bacchus?

Tritt, Mädchen, mit in diese Laube!
Es raunt mir zu aus dunkler Krone
Geheimnißvoll, daß gern hier wohne
Der Freudengott der süßen Trauben.

Für uns und Bacchus — wie geräumig
Ist diese stille Laubesnische!
Süßen mag reiten auf dem Tische,
Falls er dem Alten nicht zu säumig.

Gefalle dir's bei meinen Bräuchen!
Doch daß die Fei'r nun beginne
So ganz nach meinem Eigensinne,
Entsprudle Wein den vollen Schläuchen.

Die ersten Tropfen will ich weihen
Dem Gott, als Opfer der Geschenke.
Strömt nieder, daß an euch sich tränke
Der Laube Weinstock zum Gebeihen!

Laß mich die Perlen küßern schlürfen,
Bis sich die Züge mild verklären!
Der Göttertrank wird's uns gewähren,
So lange seiner wir bedürfen.

Was Bacchus gab, geht nicht zur Reige,
Die Blicke sende in die Rinde,
Daß dir auf rebenreichem Grunde
Der unerschöpfte Quell sich zeige!

Den Becher füll' ich bis zum Rand hin.
Du nippest, prüfest, schlürfstest spärlich?
Wie, dünkt es dich denn so gefährlich,
Dich mir zu zeigen als Bacchantin?

Das war ein Zug — den heiß' ich kräftig!
Verachtung ließ nur so sich süßen.
Erlaubst du nun den Kuß dem Kühnen?
O wie so böse, wie so bestig!

Doch wie, nun küß' ich mich umschlungen
Als schmiegte sich die schwache Ranke
An das Gefäß, daß sie nicht schwankte:
Die Kälte hat ein Gott bezwungen.

Wie wird's dir, die du mir so theuer?
Dein Lächeln, Scherzen ist chaotisch.
Ich sinn' umsonst ob es erotisch,
Ob es bacchantisch, dieses Feuer.

Hamm.

F. W. Klappert.

Johann Jakob Niesener.

Eine historische Novelle aus der Nassauischen Geschichte. *)

I.

Es waren schwere Tage über Deutschland gekommen — die Tage eines dreißigjährigen Brudermordes, angestiftet von der scheußlichen Mißgeburt, welche der politische Fanatismus mit dem religiösen in verbrecherischer Ehe gezeugt; es waren die erdrückend schweren Tage jenes dreißigjährigen legitimen Freiheitskrieges, der mit Fesseln endigte, die unsere Nation auf dem Gipfel der Halbheit und Schläffheit zur eigenen Züchtigung für sich selbst schmiedete und dann ihren klugen überheimischen Nachbarn in Münster darreichte, um sich geduldig Hineinschlagen zu lassen. — Eils Jahre bereits hatte der Kampf gewüthet, als eine entscheidende Krisis eintrat; der 6. März des Jahres 1629 brachte dieselbe; man hatte den Frieden erhofft und erlöst — statt dessen gab jener 6. März den ängstlich Harrenden — das Restitutionsedikt: die Katholischen frohlockten, die Protestanten waren wie vernichtet, aber das ist von jeher ein merkwürdiges Phänomen in der Psychologie der Völker gewesen, daß es ihnen vergönnt ist, in der bitteren Stunde der tiefsten Zerschlagenheit und Schwäche zu konvulsivischer, riesigstarker Fieberwuth sich aufzuraffen und ihre Wunden wie dünne Fäden zu zerreißen — der Krieg begann auf's Neue.

Unsere Geschichte nimmt mit jenem verhängnißvollen Jahre 1629 ihren Anfang.

An einem herblich freundlichen Oktoberabend war es, als der Pfarrer Johann Niesener zu Rennerod sinuend in der ärmlichen Wohnstube seines Pfarrhauses auf- und abging. Er war ein treuer, rechtschaffener Mann, einer von den schroffen, aber starken, unbeugsamen Charakteren, wie sie

eine schwer bewegte Zeit zu zeugen pflegt, eifrig in seinem Amte, obschon sein Herz fast zu groß war für einen Dorfpastor, auch den Wissenschaften zugethan, daß er nicht zu den damals in der Nassau gar häufigen Geistlichen zu zählen ist, bei denen die Kirchenvisitation regelmäßig weder Dinte noch Federn vorfand. Er hatte soeben ein Schreiben erhalten, das ihn sogleich auf's Dringendste zu einer Synode nach Hadamar beschied; denn Rennerod gehörte damals noch in das Territorium dieser Grafschaft. Unheimlich war es ihm zu Muthe geworden, als er die Aufforderung zu Ende gelesen — in schlimmen Zeitläuften, mögen sie dem Leben des Einzelnen angehören oder der Geschichte, malt man sich gern das Unerwartete mit dunkeln Farben aus, und nicht umsonst ward solche freilich oft trügerische Ahnung in unser Gemüth gesenkt, daß das Unheil nicht allzujah uns überrasche und zu Boden werfe.

An dem Fenster saß das Weib des Pfarrers, Anna Elisabeth, eines Herborner Kaufmanns Tochter, bereits seit eils Jahren einträchtiglich in Freud und Leid seine Liebesgefährtin, noch jetzt eine schöne, herrliche Frau, obgleich bereits die glückliche Mutter von sechs blühenden Kindern; denn an die Stelle jungfräulicher Amuth war nun eine fast nicht minder reizende üppige markige Fülle getreten, statt der zart verhüllten Knospe eine reich entfaltete Lebenskraft. Sie hielt eben ihr Jüngstes, Liebste auf dem Arme und trankte den Säugling an ihrer Brust und blickte mit einem schmerzlichen Lächeln herab auf den Kleinen. „Du gutes, liebes Wesen“, sagte sie halblaut und küßte ihn leise auf das Köpfchen, „du verträumst ahnungslos die Engetage der Kindheit in dieser schmerzreichen Zeit, und der Herr weiß, was dir vielleicht noch eine bange Zukunft bestimmt ist, wenn nicht die Thränenfaat von so vielen Tausenden aufsteht und Frucht trägt, und uns Gnade finden läßt in Gottes Augen, daß er den schwer gezüchtigten Völkern den Frieden wieder schenkt.“

„Stille, liebe Anne!“ sprach der Pfarrer. „Das ist heutzutage ein schlecht Geschäft und gar trübsal, in die Zukunft auszu schauen. Die Zukunft gehört Gott allein, die Gegenwart hat er getheilt mit uns Menschen; für sie müssen wir sorgen und stille harren, was der nächste Tag bringen wird. Sieh, der heutige hat mir schon ein Geschäft gebracht. Geh' Frau, packe mir ein Bündelchen zusammen mit den nöthigsten Reisebedürfnissen für ein paar Tage, unterdessen will ich den Fuchs aus dem Stalle ziehen und zäumen; ich muß heute noch nach Hadamar.“

„Um Gotteswillen, was ist's? weshalb?“ fragte das Weib erschrocken aufspringend. „Johann, thu' mir's zu lieb und bleibe daheim; es ist ein gar gefährlicher Weg in dieser unsichern Zeit, und seit den wenigen Friedenstagten laufen schon alle Straßen voll entlassenen Kriegsvolkes, das nun auf eigene Faust raubt und mordet, wie es dies früher auf's Kommando gethan.“

„Es ist auch keine Lustreise, meine Besie“, erwiderte der Gemahl mit festem Tone, „es ist eine Pflichtreise. Alle Geistlichen des Landes sind zu einer Versammlung dorthin berufen, weshalb, das weiß ich noch nicht. Aber ich hoffe, man wird uns tröstliche Botschaft zu eröffnen haben. Du weißt, unser Graf ist nach Wien gegangen zum Kaiser, um seinen armen Unterthanen die ungeheure Last der Kriegskontributionen zu erleichtern; ich glaube, es wird wohl freundliche Nachricht von dort eingelaufen sein; wollte Gott, es gälte, über ein allgemeines Dankfest in allen Kirchen des Landes zu beraten!“

Frau Anne schüttelte den Kopf und ging betrübt aus der Stube, das Nöthige herbeizuschaffen.

Raum eine Viertelstunde brauchte es, daß sich der bedürfnislose arme Pfarrer zur Reise rüstete. Der magere, abgearbeitete und ausgehungerte Fuchs stand gefastelt vor der Thüre und ließ die Ohren

hängen; auch er wußte in stummer Beredsamkeit die schweren Zeiten zu schildern und war gewiß nicht weniger betrübt über die Hadamarer Reise, als die Frau Pfarrerin.

Der Vater hob unterdeß die kleinen Buben und Mädchen, welche von ihrem Spielplatz im Hofe herbeigerufen waren, in die Höhe und küßte sie herzlich, gab auch Jedem noch eine gute Ermahnung, der Mutter hübsch zu gehorchen während seiner Abwesenheit. Schwer ward ihm der Abschied von dem Kleinsten, und als er das Kind der Mutter wieder in die Arme geben wollte, streifte er mit dem Armel an ein Glas, welches auf dem Tische stand, daß es klirrend zu Boden fiel in viel tausend Splittern. Er sah betroffen nach den Scherben; — es war ein großes, schönes Kelchglas gewesen, welches seine Großmutter ihm zur Hochzeit geschenkt, und worauf ein A und ein J in zierlicher Verschlungung eingegraben stand. Raum wußte er des tiefen Eindrucks Meister zu werden, den dieser Unheil weissagende Zufall auf seine Seele machte.

II.

Die geistlichen Herren hatten sich zu Hadamar versammelt, eils an der Zahl; Niesener als der Zwölfte wurde noch erwartet.

Eine dumpfe, unheimliche Stille herrschte in der engen Stube; das Unglück pflegt schweigsam zu machen. Allein, wenn es auch zumeist die Stimme der Geselligkeit, der Zuneigung verstummen läßt, weiß es oft die des Hasses, des Argwohns, des Mißtrauens um so lauter zu erwecken: — man sucht seinen Unmuth doch gerne an Etwas auszulassen, wie das Kind den Boden prügelt, wenn es gefallen ist. So erhob sich jetzt hie und da ein Geflüster über den Anwesenden. Die gesammte Geistlichkeit des Landes mochte Niesener übel leiden, weil er nicht ein Mann war von ihrem ordinären Schlage, — und man ärgert sich doch, wie billig, wenn ein Anderer zu höherer Weltansicht sich aufgeschwungen hat, — weil nicht die lutherische Dogmatik, sondern ein Herz in seiner Brust wohnte, nicht Hutterus und Glacius, sondern ein denkender Geist in seinem Kopfe, weil er gesagt hatte, der Wortstreit der Tübinger und Giesener Theologen über die *Kéwaz* und *Kpúqz* sei albern und nutzlos, man könnte sich mit geschiederen und würdigeren Dingen befassen, weil er endlich mehr als Einmal die frevelhafte Ansicht aufgestellt, die Lutherischen und Reformirten möchten sich doch die Bruderhand reichen, man möge sich vergleichen über die unbedeutenden Differenzpunkte, man möge Hand in Hand im Garten Gottes arbeiten, statt daß so nahe Freunde in gegenseitigem Haß wechselseitig ihre Arbeit zerstörten. Es war dies Alles sehr unklug gehandelt von dem Manne; denn er hätte wissen sollen, daß man unter Wölfen heulen, und bei Theologen nicht Mensch, sondern Theologe sein muß; er hätte auch wissen sollen, daß der eifrige Theologe jede Glaubensverschiedenheit für etwas sittlich Entwürdigendes achtet, und daß „nicht gleichgültig“ und „unmoralisch“ als Synonyma in seinem Vexikon stehen.

Niesener trat ein. Man grüßte ihn kalt, finster, und schwieg halb betroffen, wie es zu geschehen pflegt, wenn Jemand in die Stube tritt, über den man sich soeben einige Herzensergießungen erlaubt hat. Er nahm gleichfalls schweigend Platz; denn ein solches Benehmen war ihm just nichts Neues.

Gottfried Wenkenbach, der Pfarrer von Hadamar, erhob sich. „Es ist uns ein Brief zugekommen“, begann er niedergeschlagen, „ein Brief aus Wien von vertrauter Freundeshand, des betrübenden Inhaltes, daß unser gnädiger Herr, der Graf Johann Ludwig, durch den Kaiser und die Jesuiten belehrt, — könnte wohl auch heißen: verkehrt, — seinem Glauben abtrünnig geworden und zum Papstthum übergegangen sei. Nun mögen wir fleißig überlegen, was wir thun sollen; denn kehrt der Graf heim, so wird das Land katholisch werden müssen, und uns verbleibt Nichts, als Haus und Hof.“

*) Wir haben uns fast ohne Ausnahme an wirklich Geschehenes und vollständig Dokumentirtes gehalten, wie es Eichhoff in Vogel's „Nass. Taschenb. für 1832“ mitgetheilt hat.

verlassen, um mit Weib und Kind in's Elend zu wandern. Daher achtete ich's am besten, euch Alle zusammenzuberufen, auf daß ein gemeiner, heilsamer Beschluß gefaßt werden könne. —

Alle schienen rathlos, Alle, außer Niesener, jammerten, seufzten; ein paar alte Grauköpfe greinten, und denen war es noch am ersten zu vergehen; Andere zitierten halbe Kapitel aus den Klageliedern Jeremia und dem Buch Hiob, statt daß man seine fünf Sinne zusammennehmen, auf Rath und That hätte sinnen sollen.

Endlich stand Philipp Athleta von Oberweyer auf, ein starker, breitschulteriger Mann, eine Grenadierstatur mit einer zweiten Bassstimme, kraftvoll und schmetternd, wie eine Posaune, sonst auch ein rechter Zionswächter und ein gewaltiger Donnerer auf der Kanzel.

„Jetzt, da das Unheil über uns hereingebrochen ist,“ rief er mit Pathos, „suchen wir zu retten; da das Haus bereits in Flammen steht, bedenken wir, wie wir es anfangen mögen, unser Armuthslein zur Hälfte wenigstens aus der Zerstörung zu flüchten, statt daß wir vorher hätten Aht haben sollen auf Feuer und Licht. Das ist kein Zufall, der es mit unserem gnädigen Herrn Grafen also gefügt hat; nein, es ist ist sichtlich ein Strafgericht Gottes, welches über uns kommt, weil wir Keger, Abtrünnige, Laue, Halbwarme in unserer Mitte duldeten, so daß wir, die Unschuldigen, mit den Schuldbehafteten leiden müssen. — Ja, solch' ein Mann ist sogar unter uns,“ fuhr er dann fort mit erhobener Stimme und mit einem durchbohrenden Blick auf Niesener, „so daß auch alle Uebrigen den Kopf nach ihm drehen. „Wehe, dreimal Wehe über ihn! Hier in unserer Mitte sage ich, ist er, dem das laute Wort Gottes ein gleichgültig Ding geworden ist, und nun tragen wir Alle Schuld und Strafe, weil wir's unterlassen haben, ihn zu bessern und zu seiner Seelen Seligkeit zu züchtigen!“

Es entstand eine Pause. Darauf begann Niesener, gelassen und würdevoll:

„Lieben Freunde! Ihr selbst habt vorhin gesagt, daß jetzt Rath und That nöthig sei, und wie ich glaube, sind wir auch nicht hierher gekommen, Predigten zu halten oder anzuhören. Ich achte es daher statt weiterer Klagen und Berwünschungen für's Beste, zu bedenken, ob es nicht heilsam sei, die Exerzitschaft vorerst unserer gnädigen Frau Gräfin mitzutheilen. Ihr wißt, was sie für ein Exemplar ist von echter Gottseligkeit, ja, ich möchte mein Leben dafür einsetzen, daß sie Stand hält in unserm Glauben. Ihr allein könnt es vielleicht noch gelingen, den Gemahl wieder auf andere Wege zu lenken, oder wenigstens für das Land ein gut Wort einzulegen.“

Alle waren einstimmig, der Redner habe Recht, und Jeder ärgerte sich im Stillen, daß er nicht zuerst auf den Gedanken gekommen sei, und wie es in solchen Fällen geschieht, wurden die ohnedies Mißgestimmten nur noch übelwollender gegen Den, welchem sie hätten danken sollen.

Nun aber warf sich natürlich die große Frage auf, wer die unheilvolle Zeitung der Gräfin überbringen sollte.

„Ich vor Allen kann es nicht,“ sprach Gottfried Wenkenbach, der Hadamarer. „Des Grafen Zorn wird ohnedies schon schwer mich treffen, da ich der Erste war, der seinen Abfall hier unter die Leute gebracht; kam nun noch hinzu, daß ich's auch seiner Gemahlin gemeldet hätte, so würde er mich wohl hart strafen an Leib, Gut oder Freiheit, und ich habe Weib und Kind, die verderben ohne mich.“

„Ich tanze eben so wenig zu solcher Sendung,“ sprach der Inspektor Oberhard Artopaus von Lahr, „ich bin zu alt und der Welt zu entwöhnt, um mit einer fürstlichen Person geziemend verkehren zu können.“

„Und ich bin zu jung dazu,“ rief gleich hinterher sein Schwiegerohn, der Pfarradjunkt Salbach, „ich habe wenig Routine in solchen subtilen

Dingen, zu wenig Erfahrung und Lebensklugheit für so ein schwieriges Geschäft.“

„Ich bin auf dem Lande großgewachsen und weiß nur mit Bauern zurecht zu kommen,“ sprach Wilhelm Siebenborn aus Frickhofen, „und meine benagelten Schuhe würden das ganze gräfliche Schloß in Aufruhr bringen.“

Philipp Athleta war auch etwas kleinlauter als vorher. „Ich gehöre zur streitenden Kirche,“ rief er, „und weiß das Schwert des Wortes wohl zu schwingen und tüchtig dreinzuschlagen, wenn's gilt; allein für's Besänftigen und für vornehme Damen möchte ich zu massiv sein.“

„Schon längst zwar habe ich bei Tag und Nacht mir eine Gelegenheit herbeigefleht, im Dienste des Herrn zu leiden; aber diese hier überrascht mich zu tief in meinen Sünden und dünkt mir zu herrlich, als daß ich mich zu solcher Gnade vordrängen möchte, die wohl einem Würdigeren unter uns bestimmt ist,“ winselte und seufzte ein gebeugtes, mumienhaftes Männchen, Herr Johannes Textor von Mengerskirchen, einer von den Zerknirschten, die ihr Leben lang den Gnadenknochen benagen und nicht fett dabei werden.

Simon Rivins von Dillhausen war ehrlich und gerade; er erklärte ohne Umschweife, daß er keine Lust zu dem füzlichen Geschäft verspüre.

Die vier Andern machten es noch kürzer: sie schüttelten bloß verneinend mit den Köpfen.

Da war nur Johannes Niesener noch übrig; seine Kollegen aber beachtetten ihn kaum, dachten, er würde wohl am wenigsten geneigt sein, in den sauren Apfel zu beißen. Er aber erhob sich. „Ihr lieben Leute,“ sprach er, „auch ich zwar habe Weib und Kind daheim, auch mir hängt vor unsers Herrn Ungnade, und weiß ich ebensovienig sonderlich umzugehen mit vornehmen Leuten und eine feine Rede klug zu spinnen; aber weil es denn sein muß, so will ich zum Besten der Kirche und des Landes das Ding mit Gott wagen!“

Darauf grüßte er sie freundlich zum Abschiede und verließ die Versammlung.

„Es ist gut, daß er's übernimmt,“ sprach Siebenborn und rieb sich die Hände; „im schlimmsten Falle ist an ihm eben nicht viel verloren.“

„Und doch weiß ich nicht, ob wir Recht thaten, ihm den Auftrag zu überlassen,“ seufzte Johannes Textor. „Kann auch so ein falscher Mann ein gut Werk verrichten, das der Kirche Heil bringt? Ist nicht jedes seiner Worte von Weltlichkeit angeäuert? Alles säuerlich!“ (Fortf. f.)

Seltene Demüthigung.

Der König Jakob der Erste von England hatte ein sehr heftiges Temperament, und war wohl einer der jähzornigsten Monarchen. Sobald er indessen zu sich selbst kam, hielt er es nicht unter seiner Würde, Unrecht zu bekennen und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einst hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien, verlegt. In der Meinung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft habe, fuhr er ihn heftig an und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise von Treue und Pünktlichkeit gegeben hatte, warf sich auf die Knie und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritte um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einiger Entfernung vom König, nahm eine feste Stellung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient und treu gedient; solchen Lohn habe ich weder erwartet, noch verschuldet.“ Zugleich neigte er sich ernst und tief, und erklärte dem Könige: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen

Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Male aussetzen. Damit entfernte er sich und reiste eine Stunde darauf nach Schottland, seinem eigentlichen Vaterlande, ab.

Bald nachher erfuhr ein zweiter Schreiber, was vorgegangen war. Ihm hatte der König die Dokumente eingehändigt, aber vergessen, daß er dies gethan hatte. Sogleich eilte Jener mit den Papieren zu Jakob. Unverzüglich gab der König Befehl, dem Gib einen Kurier nachzuschicken, und erklärte diesem dabei mit einem kräftigen Eide: er werde nicht eher essen, trinken und schlafen, bis er ihn zurückgebracht habe. Gib kam vor den Monarchen, und der Monarch ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder und schwur, nur dann aufstehen zu wollen, wenn ihm sein Diener die ungerechte Beleidigung, die er ihm angethan, vergeben würde; und als dieser aus Bescheidenheit sich weigerte, das Wort Verzeihung als unschicklich vom Diener gegen seinen Herrn auszusprechen, beharrte Jakob darauf, bis ihm von Gib — verziehen worden war. (Dtd.)

Literatur-Bericht.

„Dichtungen des deutschen Mittelalters. 1 Bd.: der Nibelungen Not und die Klage, herausgegeben von A. J. Bollmer. 2 Bd.: Tristan und Isolde, herausgegeben von H. F. Maßmann. Leipzig, Göschen 1843.“

Unter den Wohlthaten, die einem Volke aus dem Besitze geistiger Bildung erwachsen, ist kaum eine größere als die, daß ihm die Errungenschaft vergangener Jahrhunderte nicht mehr entrissen werden kann. Ist schon hat sich das Bewußtsein der Nationen, und der deutschen besonders, an einer glänzenden Vergangenheit neu belebt, und jeder neue Aufschwung unseres Seins ist mit liebevollem Rückblick auf die Schöpfungen unserer Vorzeit Hand in Hand gegangen. Wie Klopstock und Lessing, Hans Sachs und Göthe, so haben sich schon die Dichter des Mittelalters an diesem ohne Ende strömenden Quell der vaterländischen Dichtung erfrischt, und nicht minder steht die jetzt wieder wahrgewordene Liebe zur deutschen Vorzeit in schöner Wechselwirkung mit dem Geiste, der uns, vor einem Menschenalter, nach langer Schmach das angeborene Gefühl von Stolz und Kraft zugebracht hat. Mit der Liebe kam die Erkenntniß. Das wundervolle Lied der Nibelungen hatte, gleichsam als das Sinnbild altdeutscher Poesie, dieser die Bahn gebrochen; die verschiedensten Dichtungen wurden in rascher Folge aus dem Moder der Bibliotheken hervorgezogen, und schon füllten die lange Vergessenen in großer Anzahl die Hallen des deutschen Hauses. Ihre Wiederkehr verspricht unserer Bildung einen neuen Tag heraufzuführen; denn von dem Glanze jener Zeit, welche für Gott und die Frauen, für die Reize der Natur und die Thaten der Väter mit gleicher Inbrunst glühte; von dem Hauche jenes Lebens, das in jugendfrischer Keusch und rein dahinströmte, muß Dichtung und Sitte sich verjüngen, müssen die Herzen rein und frohlich werden; es ist die Jugend unseres Volkes, gleichsam unsere Jugend, die daraus belebend zu uns spricht.

Noch aber ist die Sprache der alten Lieder nicht der Mehrzahl der Gebildeten geläufig; noch reden die Meisten, über sie mehr von Hörensagen, als aus eigener Anschauung. Die Ursache hiervon liegt weniger in Mangel an Sinn und Fähigkeit, als in äußeren Umständen. Wenn auch durch große Meister die gelehrte Kenntniß der altdeutschen Sprache schon zu bedeutender Höhe gelangt ist, wenn auch Lehrbücher und Ausgaben den schönen Besitz täglich mehr vor uns ausbreiten, wenn auch in einem deutschen Lande um's andere die neue Wissenschaft auf Hochschulen und Gymnasien Eingang findet, so besteht doch auch noch Manches, was dieselbe hindert, ein gemeinschaftliches Gut der Gebildeten zu werden. Vor Allem liegt es wohl daran, daß die größere Zahl jener Dichtungen bis jetzt nur in Ausgaben

vorhanden ist, welche mehr den Pflegern der ältern Literatur und Sprache, als ihren Freunden bestimmt scheinen, und deren hohe Preise einer weiteren Verbreitung hemmend entgegenstehen.

So führt die ehrenwerthe Verlagshandlung selbst dies große Unternehmen ein, und man muß ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie alles Mögliche geleistet hat. Der Preis ist außerordentlich gering, der Band soll nur einen Thaler kosten; dabei ist die äußere Ausstattung sehr schön. Sie tritt zwar in Konkurrenz mit der ähnlichen, noch umfassendern Unternehmung der Basse'schen Buchhandlung in Queblinburg, jedoch läßt der erwachte nationale Sinn und die immer mehr sich verbreitende Liebe für die älteren Dichtungen unseres Volkes hoffen, daß beiden Sammelwerken die nöthige Unterstützung nicht fehlen werde. Die Einleitung, welche der Herausgeber dem Nibelungenliede vorausschickt, geht in erschöpfender Weise auf die Sage, welche der Dichtung zu Grunde liegt, ein, und bespricht recht gut diese nach ihrer ästhetischen Bedeutung, wobei nur zu bedauern ist, daß der Verfasser noch nicht die treffliche Schrift von Karl Zell über die Iliade und das Nibelungenlied benutzen konnte.

Der zweite Band enthält die wundervolle Dichtung Gottfrieds von Straßburg, in der aller Dufte der Poesie zu dem berausendsten Wohlgeruch gesammelt zu sein scheint; diese Dichtung, welche das wunderbare Schicksal erleben sollte, weder von dem ersten Dichter, noch von einem seiner Nachfolger je vollendet zu sein. Die folgenden Bände sollen die besten Dichtungen des Mittelalters, wie die Gudrun von Volkmann, Welfes Ennit von Ettmüller, Wolframs Parzival u. s. w. enthalten, und der Schluß eine Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter von Alb. Schott, dem Verfasser des Werkes über die deutschen Kolonien in Piemont und ein mittelhochdeutsches Wörterbuch von Maßmann und Vollmer; von sechs zu sechs Monaten sollen zwei Bände folgen.

Wir empfehlen dies nationale Unternehmen der lebhaftesten Theilnahme des deutschen Volks. 118.

☉ Eine traurige Kuriosität unserer Tagespresse.

Vor Kurzem fielen mir zufällig zwei Probeblätter einer neuen Zeitschrift: „Das moderne Deutschland“, redigirt von Julian Chownitz in Mainz, in die Hände. Das erste derselben enthält unter der Ueberschrift: „Ankündigung der Zeitschrift“ folgende Anrede an das Publikum:

„Ihr Abonnement ist mein ganzes (oder ganzer) Verdienst.“

„Abonniren Sie daher! Abonniren Sie! Legen Sie sich dabei durchaus keinen Zwang an. Abonniren Sie auf ein Viertel-, auf ein Halb-, am besten auf ein ganzes Jahr, oder meinetwegen gleich auf ein Vierteljahrhundert — das geht ja gleich in Einem. — Sie brauchen nur zu befehlen! Bedenken Sie doch, welch' schöne Sache es sei, dem Redakteur eines Journals zu befehlen. Ein solcher Redakteur, der über die Großen und Kleinen dieser Erde, sogar über die Komödienhelden entscheidet — beugt sich nur vor einem einzigen Menschen, und dieser Mensch heißt Abonnent. Dieser ist sein Herr, sein Vater, sein Bruder, seine Schwester, sein Sohn — sein Alles. — An ihm hängt er mit rührender Ausdauer und läßt von demselben nicht ab, bis in den Tod — seines Blattes. Ja, es gibt Herausgeber von Zeitschriften, deren Freundschaft für ihre Abonnenten so intensiv ist, daß sie sich an das Herz (Geldbeutel) dieser Abonnenten blutigelartig anfangen und es ausaugen, bis dasselbe inwendig so aussieht, wie ihr Journal, d. h. leer.“

„Sie sehen also, meine Verehrtesten, welche Vortheile Ihnen da winken. Benutzen Sie dieselben

schuell und werden Sie Abonnent — ohne lange zu überlegen. Ueberlegen Sie hindendrein. — Beweinen Sie Ihr Abonnement. Ich will mit Ihnen weinen, aber erst nach dem Abonnement.“

Hierauf wird der Preis der Zeitschrift genannt und dann heißt es weiter:

„So etwas Billiges ist noch nicht dagewesen, und ich erstaune selbst, wie ich das so geben kann.“

Julian Chownitz.“

Ich glaube jedes Wort über eine solche Ankündigung sparen zu können, mit welcher bisher nur Varenführer und Seiltänzer, nicht aber Journalisten einzuladen pflegten. Der übrige Inhalt der Blätter entspricht diesem Prospekt vollkommen; unter Anderm wird darin eine Manipulation mit dem Namen Sternberg getrieben, die einem Betrug ähnlicher sieht, als etwas Anderm. Wir wollen hoffen, daß außer diesen beiden Probenummern vom 6. und 7. Febr. von dem „modernen Deutschland“ nichts Weiteres erschienen ist.

Wenn das „modern“ wäre, dann müßten wir um die Rückkehr der „guten alten Zeit“ beten.

Daß es aber nicht „deutsch“ ist, dafür bürgt uns das Ehrgefühl unseres Volkes; und wenn man die deutsche Tagespresse nicht in dem Zustande einer künstlichen Stagnation zu halten suchte, so würde es eine reine Unmöglichkeit sein, daß solche stinkende Sumpfpflanzen aus ihr hervorgingen.

△ Germaniens Völkerstimmen.

In Nr. 29. d. Bl. vom Jahre 1843 machten wir öffentlich die Bitte bekannt, zu dem großartigen Unternehmen des Dr. Firmenich in Berlin, die sämtlichen Mundarten Deutschlands in umfassenden Proben dem deutschen Volke vorzulegen, einen Beitrag uns zukommen zu lassen, welcher eine Probe des interessanten Siegerländer Idioms enthielte. Ein geübter Forscher heimischer Sprache und Sage hatte die Gefälligkeit, dieser Bitte folgend, durch Vermittelung eines unserer Mitarbeiter zwei anziehende Proben des Sieger'schen Dialektes an Dr. Firmenich zu senden. Seitdem sind auch noch von anderen Seiten Beiträge eingeliefert, selbst die Deutschen in Nordamerika und die Flämänder haben, nach einer Mittheilung des Hr. Herausgebers, sich betheiliget, so daß bis Ende v. M., von welchem Datum ein Schreiben des Hr. Dr. F. uns vorliegt, bereits 382 Mundarten vertreten waren. Die Theilnahme an dem trefflichen Werke wächst, wie hieraus zu ersehen, außerordentlich, indem wir in unserer vorjährigen Bitte erst 326 Dialekte repräsentirt nennen konnten. Und wie verbiente auch wohl ein Unternehmen mehr von dem Publikum mit Liebe aufgenommen zu werden, als dies, welches mehr als irgend ein früheres, ähnliches, die unendlich reichen Modifikationen unserer geliebten Muttersprache uns enthüllen wird. Ein Werk ist es nicht bloß zur Unterhaltung, nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt, welche die gegenwärtige Gestalt der Sprache in ihm am vollkommensten ersehen kann. Denn Sprache ist ja nicht bloß die Schriftsprache, deren genaue Kenntniß für die nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende genug durch die zahllose Büchermenge gesichert ist, Sprache ist auch die Sprache des Volkes, und je größer die Gefahr ist, daß dieser und jener Dialekt, ja daß das ganze Niederdeutsche mehr und mehr verschwinde, um desto nöthiger ist es jetzt, wo noch nicht die Rede nach einer Norm geregelt ist, sie durch die Schrift festzusetzen. So werden wir auch, wenn erst das großartige Unternehmen vollendet ist, an ihm am besten die allmätigen Untergänge der einen Mundart in die andere beobachten können. Aber auch der Inhalt der Völkerstimmen verdient eine liebevolle Berücksichtigung. In seiner Mundart bewahrt jedes Dorf, möchte man sagen, eine liebliche Sage, ein herrliches Lied. Diesen unendlich reichen Schatz deutscher Sagen und Volkslieder finden wir hier in den Völkerstimmen wieder,

einen Schatz für Jeden, der seines Volkes Sitten und Geschichte liebt.

Wenn also das Unternehmen des Dr. Firmenich den lebhaftesten Beifall verdient, wenn es durch Zusendung von mannigfachen Beiträgen Anklang gefunden zu haben scheint, so ist es um so niederschlagender, daß der Absatz noch kein günstiger genannt werden kann. Für ein so schlechtes Machwerk, wie die Geheimnisse von Paris, hat freilich das deutsche Volk Geld genug, denn solche Bücher kommen ja vom Auslande und sind so anziehend, wie eine öffentliche Hinrichtung. Wird ihm aber ein Werk geboten, welches nationaler heißen muß, als hundert andere, die mit diesem Namen prunken, und hat sein Inhalt nicht die Kraft, daß er die Haare sich sträuben macht, so läßt sich das deutsche Volk nur von ihm erzählen und sieht es nicht einmal an. Wir wollen hoffen, daß das deutsche Volk, welches in mancher Beziehung sich schon gebessert hat, sich auch in seiner Stellung zur Literatur bessere. Wir empfehlen schließlich die Völkerstimmen Germaniens besonders den Schulen.

Die Redaction des Deutschen Bürgerblattes.

Mannigfaltiges.

* Literarische Notiz. Dem 1843 in der Schulischen Buchhandlung zu Hamm erschienenen ersten Theile der gesammelten Novellen der beliebten Schriftstellerin Toussaint ist im österreichischen Staate der Debit verweigert worden. Die trefflichen Charakterisierungen des Herzogs Alba, Philipps II. und die eingestreute Episode über Don Juan von Desterreich scheinen unbegreiflicher Weise Anstoß erregt zu haben. D. heilige — Wahrheit!

* Der in Nr. 24. des Deutschen Bürgerblattes mitgetheilte, der Magdeb. Itz. entlehnte Artikel, daß die Berliner Kaufleute in ihren Verbindungen mit der königlichen Bank Einrichtungen getroffen hätten, welche ihre Sicherheit bei einer möglichen Störung des europäischen Friedens bezwecken, ist, wie die Magdeb. Itz. aus besten Quellen versichert, unbegründet.

* Wie man aus guter Quelle wissen will, hat das heftige Obergerichtsgericht die Acten in der Jordanischen Angelegenheit zurückgeschickt, damit die Untersuchung vervollständigt werde. Demnach scheint das höchste Gericht den Thatbestand nicht für genügend festgestellt zu halten. (N. A.)

* Der aus Baden verwiesene M. Cohen (Donet) weilt seit einiger Zeit in Köln. Er gedenkt sich am schönen Rheinstrom anzustellen, und von dort aus sein „Volksbuch für Winterabende“ zu redigiren, das in Karlsruhe erscheint.

* Der Publizist Dr. Wöniger hat nicht Befehl erhalten, Preußen zu verlassen, wie behauptet wurde; es ist ihm bloß zu erkennen gegeben worden, daß man nicht wünsche, ihn ferner unter den vordersten Vorkämpfern der Opposition zu erblicken und daß sein ferneres Beharren in dieser Stellung allerdings seine Ausweisung nach sich ziehen könnte. Man ist sehr gespannt, was für ein Verfahren gegen Dr. Rauwerd (gleichfalls einen Meßener) eingeschlagen werden wird, der doch einen ungleich größeren Einfluß auf die Opposition ausübt, als Dr. Wöniger. (S. M.)

* Das Bildniß des Dr. Rauwerd ist gegenwärtig in den Berliner Kunsthandlungen ausgestellt. Der darunter geschriebene Wahlspruch des Dr. Rauwerd lautet: „Wenn die Wahrheit nicht frei ist, so kann die Freiheit nicht wahr sein.“ (M. J.)

* Der Divisionsprediger Dr. Rupp ist wiederum zum Gegenstand einer politischen Anklage geworden. Einige Tage nachdem derselbe in der Deutschen Gesellschaft Hippels Ansichten über den „christlichen Staat“ meisterhaft entwickelt hatte, ließ ihm der commandirende General von Dohna, dem die Rede beim bloßen Anhören schon als verdächtig und äußerst bedenklich vorkam, unterstügt vom Militär-Oberprediger Consentinus, dieselbe zur Einsendung an das Kriegsministerium abfordern. Dr. Rupp, der seine Worte nie verbergen mag, zögerte nicht, dem Befehle seines Vorgesetzten zu entsprechen, begleitete aber die ihm abgeforderte Rede mit einem Protest gegen das Verfahren. Der Kriegsminister soll nun diesen Protest gnädig aufgenommen und dem Grafen Dohna geantwortet haben, Dr. Rupp's Vortrag in der Deutschen Gesellschaft stehe gar nicht mit seiner Function als Divisionsprediger in Verbindung, und wenn dies auch der Fall wäre, so sei es lediglich Sache des Consistoriums, sich darum zu kümmern. Mit diesem Bescheide nicht zufrieden, hat sich der commandirende General, wie man sagt, über den Kriegsminister Beschwerde führend, an den König selbst gewendet. (D. A. J.)

* Aus dem Sächsischen schreibt die Magdeb. Itz.: Die Sammlungen für einen Abgeordneten, der das münd-

liche und öffentliche Strafverfahren beobachten soll, hat nach dem letzten Berichte 1683 Thaler bis jetzt eingebracht. In mehreren Städten haben sich Stadtrichter und Bürgermeister der Annahme der Beiträge unterzogen.

* Kürzlich ward im Königl. Theater zu Berlin ein Garde-Kavallerie-Offizier (der Sohn eines sehr hochgeachteten Fürsten) vom Publikum einstimmig genötigt, das Haus zu verlassen, weil der junge Kavaliere die Vorstellung durch lautes Gespräch mit seinem Nachbar wiederholt gestört hatte. (D. Z.)

* Der Entwurf der Statuten des Anhaltischen Advokaten-Vereins ist nunmehr erschienen, und soll mit Vorbehalt höchster Genehmigung in einer allgemeinen Versammlung der Anhaltischen Advokaten noch beraten werden. Der erste Abschnitt lautet folgendermaßen: „Der Verein hat den Zweck, den Advokatenstand von Anhalt zu gemeinschaftlichem Streben für die Aufgaben seines Berufs zusammenzuführen und zusammenzuhalten und zu dem Ende einen auf Bewahrung der Standesehre in Unbescholtenheit und Rechtlichkeit, auf Wissenschaftlichkeit und Gemeinnützigkeit gerichteten Sinn zu wecken und zu fördern.“ (D. A. Z.)

* An der Universität Leipzig leitete im vorigen Semester der Privatdocent der juristischen Fakultät Dr. Scheller freie Redebungen der Studenten, und sie fanden rege Theilnahme. Auch für nächstes Semester sind sie von ihm wieder angekündigt und der Prof. Viebermann, Herausgeber der bekannten Monatschrift, hat sich ebenfalls dazu erbunden. (M. Z.)

* 9. April fand auf der Eisenbahn die erste Fahrt nach Rastatt, mit bestem Erfolg statt. Vom 1. Mai an sollen die regelmäßigen Fahrten nach Doss (Baden), und vom 1. Juni an bis Rehl und Offenburg beginnen.

* Wir lesen im „Westfäl. Merkur“: der bekannte berliner Geograph Valerius Kutschke ist gegenwärtig mit einer Arbeit beschäftigt, welche für die gesamte

Handelswelt vom großen Interesse sein wird. Derselbe arbeitet nämlich eine große Industrie-Karte von Europa aus, auf welcher alle für den Handel und Verkehr wichtige Orte Europa's mit Angabe des hervorstechenden Zweiges der Industrie jedes einzelnen Ortes, alle Eisenbahnen und Kunststraßen u. s. w. bezeichnet sind. Da bis jetzt noch kein Land eine solche allgemeine europäische Industrie-Karte aufzuweisen hat, so dürfte diese Arbeit Kutschke's der Handelswelt um so willkommener sein. Wie man hört, wird sie bei der diesjährigen berliner Industrie-Ausstellung der Zollvereinsstaaten zur Ansicht des Publikums ausgestellt werden.

* Zufolge einer höhern Orts ergangenen Anordnung ist den russisch-polnischen Ueberläufern wieder in Berlin noch in den Grenzprovinzen, namentlich dem Großherzogthum Posen, der Aufenthalt gestattet. Es dürfen daher bis auf Weiteres diesen Ueberläufern keine Pässe nach Berlin oder den Grenzprovinzen, um dort Unterkommen zu finden, erteilt, sondern es soll ihnen überlassen werden, an einem andern Orte in den königl. Staaten ihren Aufenthalt zu wählen. (D. A. Z.)

* In dem Orte Steinbach bei Baden, wo ein Denkmal des großen Baumeisters Erwin aufgestellt werden sollte, hat sich der seltsame Fall ereignet, daß die Bürger den Platz zur Aufstellung, welchen der Bildhauer vor der Stadt gewählt hatte, nicht hergeben wollten und mithin nun wohl das schöne Unternehmen unterbleiben wird. Zu bemerken ist noch, daß der Künstler die Bildsäule nebst dem Fußgestelle unentgeltlich liefern, sämtliche Kosten aus eigenen Mitteln tragen und endlich auch noch den Platz nöthigen Falles baar bezahlen wolle.

* In Berlin sind 17 Staatsminister, 22 Gefandte, 21 Präsidenten, 38 Kammerherren, 101 Hofräthe, 31 Geheime Hofräthe, 20 Legationsräthe, 32 Geheime Ober-, Geheime und Medizinalräthe, 70 Geheime Ober-, Geheime Ober- und Regierungsräthe, endlich 216 Professoren.

* In der Nacht vom 28. bis zum 29. März d. J. wurde in Prettin an der Elbe folgender schauerhafte Mord verübt. Ein achtzehnjähriger Sohn eines dasigen Einwohners veranlaßte die Tochter eines dasigen Bürgers, nach 10 Uhr in den Hof ihres Vaters zu kommen, um ihr vorgeblich ein Jahrmärts-Geschenk einzuhändigen. Das zwanzigjährige Mädchen geht in die Wünsche ihres Liebhabers ein und ist zur bestimmten Stunde im Hofe ihres Vaters, wohin auch Jener durch Ueberstiegen über die Planke sich begeben hatte. Hier angekommen ermordet er seine Geliebte, indem er ihr den Hals durchschneidet und sie sodann in die Düngrube wirft, wo sie erst am andern Morgen bemerkt wird. Außer Andern sichern Beweisen, welche den jungen Menschen als den Thäter bezeichnen, spricht das im Hofe aufgefundenene Fleischer-messer, auf welchen sein Name eingegraben ist, für die von ihm vollbrachte That. Die eigentlichen Ursachen, welche ihn zum Mord verleitet haben können, sind bei der Verhütung, mit welcher er die That leugnete, noch unbekannt. Das Mädchen fand man bei der Section in einem schwangern Zustande. (M. Z.)

* London, 6. April. Die große Mehreinnahme des gestrigen abgelaufenen Finanzrechnungsjahres — eine Summe von 4,318,167 Pf. Sterl. oder nahebei 52 Mill. Gulden — hat ihre Quelle im Ertrag der Einkommensteuer. Diese Abgabe, welche nur von Personen entrichtet wird, deren Jahreseinkünfte 150 Pfd. übersteigen, lieferte einen Beitrag von 5,356,887 Pfd., somit mehr als den zehnten Theil der ganzen Staatseinnahme, die sich auf 50,396,977 Pfd. stellt. Die Einkommen über 150 Pfd., nach dem Ertrag der Steuer berechnet, erreichen die enorme Summe von zwei hundert Millionen Pfund im Jahre, was eine Idee geben mag von dem colossalen Reichthum, der in England neben der großen Noth einzelner Volksklassen besteht. (S. D. P. Z.)

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorrätig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

Neue Volkschrift.

(228.) In der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorrätig zu haben:

Der

Deutsche Hausfreund.

Eine Monatschrift zur Verbreitung der nöthigen und nützlichsten Kenntnisse aus dem Gebiete der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Naturwissenschaften, der Handwerks- und Fabrikantenkunde, der deutschen Sprache u. s. w. Für Lehrer und Lernende, besonders aber zur leichten und angenehmen Selbstbildung. Populär geschrieben von einem Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer und herausgegeben von

Dr. J. H. M. von Poppe,

Hofrath und Prof. zu Tübingen, Ritter des Ordens der würt. Krone. Mit erläuternden Abbildungen.

Die Bürger- und Bauernzeitung von Fürst spricht sich in ihrer Nr. 49 über dieses Unternehmen also aus:

„Unter diesem Titel beginnt aus dem Verlage der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart eine Monatschrift, auf die wir die hohen Regierungs-Organe aller Länder, die Obrigkeiten aller Provinzen, die Vorstände aller Gemeinden, die Lehrer aller Real- und Gewerbeschulen, die Bürger aller Städte, hauptsächlich aber das Volk des gesammten deutschen Vaterlandes für sich selbst, mit allem Nachdruck aufmerksam machen.“

Die Schule unserer Jugend bereitet uns zum Eintritte in die Welt; jede gewerbliche Lehrzeit zum Fortschritte in derselben nur für wenige Lebensjahre vor; bald schlen- dert uns das fortrollende Rad der Zeit aus der Bahn aller Konkurrenz, wenn uns nicht Mittel geboten werden, zu den Ansprüchen, die der dormalige Umschwung eines mit Riesenschritten herbeileitenden Weltverkehrs an uns macht, uns weiter zeitgemäß und für das ganze Leben ausreichend zu befähigen.

Dieses Ziel hat sich der hier angekündigte „Deutsche Hausfreund“ gesetzt, das Ziel einer stetigen Weiterbildung, nicht nur in dem besondern Gewerbe- und Kunstzweige, den Einer ergriffen hat, sondern auch in allem Demjenigen, um was sich das öffentliche und allgemeine Interesse dreht, was zur richtigen Würdigung der Erscheinungen und Ansprüche der Zeit, was zum rationalen Betriebe jeglichen Geschäftes gehört.

Der Plan eines solchen Unternehmens verdient die höchste Achtung, und da bereits das dritte Heft, mit ei-

ner Karte und vielen Holzschnitten, in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für nur 5 Sgr. oder 6 1/2 Sgr. oder 18 Kr. per Heft, zu haben sind, so vertrauen wir dem gesunden Sinne des deutschen Volkes: man werde sich wenigstens sogleich dieser Hefte zu selbst eigener Gewinnung einer vollständigen Ein- und Uebersicht des ganzen Planes verschreiben, auch Anderen davon Nachricht geben und sie dazu ermuntern, damit so dem ganzen deutschen Volksleben der so wohlthätige Dienst erwiesen werde, von einer je länger je weniger entbehrlichen Gelegenheit zur Vermehrung seines Wissens alsbald Gebrauch machen zu können.“

(229.)

Gedanken

über den

Proceß Weidig.

(Abgedruckt aus dem „Deutschen Bürgerblatt“.)
8. geh. 32 S. 5 Sgr. — 18 Kr.

Rassanisches Fest-Album.

(232.) In dem Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Festgedichte aus Nassau.

Inhalt: Prolog. Von Wilh. Genth. — Ode. Von Wilh. Genth. — Unsere Farben. Von Adelheid von Stollterfoth. — Früher Lenx. Von Adelheid von Stollterfoth. — Traum-Gesicht. Von Dr. C. Adolph Köppler. — Dem hohen neuvermählten Fürstenpaare zur Huldbing. Von Th. Schliephake. — Lieb. Von J. E. Schmitt. — Die Linde zu Dillenburg. Von J. E. Braun. — Die besten Herzen. Von J. E. Braun. — Frühlingsgrüße. Von J. E. Braun. — Der treue Burgmann. Von Dräcker-Mansfred. — Unsere Farben. Von Dräcker-Mansfred. — Empfangsgruß zu Pösch. — Ein Kellertraum. Von Dräcker-Mansfred. — Unsere Farben. Gedicht v. D. W. Musik von Conradin Kreutzer.

Pracht-Ausgabe Nr. I. 50 Seiten Text und Musikbeilage in großem Quart-Format auf starkem Kupfer-Druckpapier, in schönster typographischer Ausstattung, mit allegorischem Titelblatt in Farben- und Golddruck, nebst einem Kunstblatt — dem Nassauischen und Russischen Wappen in Farben- und Golddruck, fein gebunden 4 fl. oder 2 1/2 Nthlr.

Pracht-Ausgabe Nr. II. in gleicher Ausstattung, jedoch mit schwarz gedrucktem allegorischem Titelblatt, nebst dem Kunstblatt — dem Nassauischen und Russischen Wappen in Farben- und Golddruck, fein gebunden 3 fl. oder 1 1/2 Nthlr.

Ausgabe in 8° auf Velin-Druckpapier, ohne Kunstbeilagen. 40 Seiten Text und Musikbeilage 27 fr. oder 7 1/2 Sgr.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden.

Von den beiden Pracht-Ausgaben des Nassanischen Fest-Albums sind nur eine kleine Anzahl Exemplare abgezogen worden, — und diese, sowie die kleine Text-Ausgabe vorrätig in der Friedrich'schen Buchhandlung, Mittlere Webergasse in Wiesbaden.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redacteur: Wilhelm Friedrich.